

Colin Hadler
Hinterm Hasen lauert er
Roman





www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2019

1. Auflage: Jänner 2019

Layout und Satz: textzentrum graz

Lektorat: Maria Ankowitsch

Autorenfoto: Florian Kreis

Cover: Mirjam Lingitz

Druck: Printera

ISBN 978-3-903144-72-9



Colin Hadler
Hinterm Hasen lauert er
Roman

Für alle Menschen, die noch Bücher lesen.

Prolog

20:37

Von: Bianca123

An: Crazy_Bunny

Du hast dir dein Leben auch anders vorgestellt, stimmt's? Jetzt, da dein kleines Geheimnis draußen ist, wird es nicht mehr lange dauern, bis du in den kompletten Wahnsinn getrieben wirst. Was wird dich wohl eher umbringen? Die Morddrohungen oder deine engsten Freunde? Im Internet hilft dir keine andere Identität, hier bist du auf dich allein gestellt. Allein und hilflos.

21:42

Von: Crazy_Bunny

An: Bianca123

Bianca Cooper. 17 Jahre. Eine kleine Schwester und wohnt in der Blumenstraße 22. Woher ich das weiß? Tja, ich bin nur ein unwichtiges Mobbingopfer, das den ganzen Tag nichts Besseres zu tun hat als rauszufinden, wo du wohnst. Du kannst nicht immer jeden wie Dreck behandeln, Bianca. Nein, so läuft das nicht. Jeder bekommt das, was er verdient. Kleines Beispiel: Schau aus dem Fenster. Ich winke dir gerade. Bald bin ich nicht mehr so allein, ob du willst oder nicht.

① Eintagsfliege

Ich kratze mich an der Nase.

Ein perfekter Satz, um etwas Spannendes einzuleiten.

Erlebnisse, die mein Leben an Kuriosität übertreffen wollen, wurden entweder noch nicht erlebt oder gibt es nicht.

Selbst Gott sitzt mit Popcorn bewaffnet vor seinem riesigen Bildschirm, um alles mitzubekommen. Und der hat sich den Scheiß nun schließlich ausgedacht. Deswegen bin ich der festen Überzeugung, auf irgendeine Art *muss* mein Leben atemberaubend sein, oder wenigstens atemraubend, wenn Gott vor Lachen fast an einem Popcorn erstickt.

Es kann aber auch sein, dass der werthe Herr im Himmel einfach nur selbstverliebt ist und seiner Kreation Mensch dabei zusieht, wie sie sich alle gegenseitig umbringen, wilden Sex auf Schaukeln haben (ich rede nicht von mir) und Geräte bauen, die andere Geräte zerstören. Klingt doch sinnvoll, oder?

Ich meine, eigentlich will ich ja eine ganz normale Geschichte erzählen. Es ist mir ein Rätsel, wie sich andere darüber beschweren können, dass sie ein zu langweiliges Leben haben.

Ich, zum Beispiel, könnte einer Fliege etliche Stunden dabei zusehen, wie sie einen Haufen Exkremente umkreist. Das ist doch schon spannend genug! Wer sonst würde denn so interessiert Kreise um einen Kackhaufen ziehen?

Vor ein paar Jahren habe ich es sogar probiert, doch als mir nach ein paar Minuten so schwindelig wurde, dass ich in die Mitte kippte, ohne schnell genug zu reagieren, bekam ich eine braune Überraschung. Und dabei hatte ich nicht einmal Geburtstag ...

Wo war ich stehen geblieben? Ach ja, ich vermute bei dem Satz: Eigentlich will ich eine ganz normale Geschichte erzählen.

Aber nein, da muss mir das Motto »Familie kann man sich nicht aussuchen« einen Strich durch die Rechnung gemacht haben. Das Allerschlimmste ist auch noch, dass ich ohne diesen täglichen Wahnsinn gar nicht mehr auskommen würde.

Sagen wir einfach, meine Verwandtschaft mit der Neigung dazu, sich aufzuführen, als wäre unser Haus eine Irrenanstalt, hat mich in ihren Bann gezogen. Ja, manchmal finde ich sie sogar attraktiver als die Scheiße umkreisende Fliege.

»Finn! Komm runter, dein Smoothie ist fertig, aber beeil dich, sonst komme ich in dein Zimmer und flöße ihn dir ein!«

Diese charmante Dame mit dem leichten Kratzen in der Stimme darf ich seit meiner Geburt Mutter nennen. Als sie vor ein paar Wochen den Artikel »Smoothies verbessern deinen IQ« in der seriösen Zeitschrift »Joke« gelesen hat, sitzt in ihr der Gedanke fest, der ganzen Familie dieses Zeug einflößen zu müssen.

Wenn man versucht, ihr klarzumachen, dass dieser Artikel aus reinem Sarkasmus besteht und selbst, wenn er wahr wäre, er unseren IQ sowieso nicht mehr retten könnte, ignoriert sie einen.

Ich bin ja der festen Überzeugung, dass meine Mutter, die übrigens den Namen Olivia trägt, zu neunzig Prozent nicht weiß, was sie in den Mixer schüttet. Auch ihr Motto »Schmeckt scheiße, aber ist gesund« rettet mich nicht vor der Annahme, schon mehr als ein Dutzend giftige Pflanzen gegessen zu haben. Vielleicht bin ich aber auch einfach nur froh, dass sie keine lebendigen Tiere in die Klingen wirft.

Aber was noch nicht ist, kann noch werden.

»Finn! Dein Smoothie wird kalt!«

»Mom, Smoothies sind immer kalt, außer du bist auf den Gedanken gekommen, etwas anderes als normale Kräuter in dein komisches Mix-Gerät zu geben.« Ein bisschen genervt gehe ich die lange Wendeltreppe zu unserer Küche hinunter.

Unser Haus ist ziemlich groß, das liegt aber wahrscheinlich auch daran, dass mein Vater Luis als Volksschullehrer angestellt ist und den kleinen Hosenscheißern wortwörtlich das Geld aus den Taschen zieht. Was kann er denn dafür, wenn diese jämmerlichen Kinder, die so tun, als wären sie schon erwachsen, ständig ihre Geldtasche offen liegen lassen.

Ich meine, könnte Geld reden, dann würde es meinem Dad ja förmlich zurufen: »Nimm uns mit, bevor uns diese Kinder wieder für irgendwelche höchst unnötigen Sachen verschwenden.«

Da die meisten dieser niedlichen Kids auch aussehen, als würden sie statt Wasser pures Fett trinken, macht sich mein Vater auch kaum Gedanken darüber, wenn ihr Pausenbrot einmal mehr ausfällt. Das kaufen sie im Übrigen bei der überfreundlichen Bäckerin neben der Schule. Aber Pausenbrot kann man das ein Meter lange Sandwich, dessen Inhalt aus einer Packung Butter, Schmalz, einer geschlachteten Kuh und abgekauften Fingernägeln der Kassiererin besteht, eigentlich nicht nennen.

Meiner Meinung nach sollte mein Dad dafür einen Nobelpreis bekommen, mit dem Titel: »Ich versuche dicke Kinder schlank zu machen, damit ich mir selbst Essen kaufen kann.«

Wie gesagt, dieses nicht ganz so legale Geschäft verhilft uns zu einer Riesenvilla, mit einem Swimmingpool und

einem großen Garten. Auf den Pool bin ich weniger stolz, da er statt Wasser eher aus der Pisse meiner kleinen Schwester Mia besteht. Ich wage sogar zu behaupten, dass sie nicht nur deswegen in unseren Swimmingpool uriniert, weil ich ihr einmal als Spaß sagte, dass wir dieses Becken als unser Klo verwenden, sondern auch, weil sie mit ihren fünf Jahren schon so vom Teufel besessen ist und es ihr deswegen Freude macht zu sehen, wie wir in ihrer Pisse schwimmen.

Dass wir das mal klarstellen: Ich wollte keine kleine Schwester. Daran ist allein mein älterer Bruder schuld. Und insgeheim weiß ich, dass er sich eine Schwester auch anders vorgestellt hat. Vielleicht ein bisschen weniger Monster und dafür mehr Mädchen.

Im Prinzip habe ich jetzt meine ganze Familie in diesem Haus vorgestellt. Eine alles mixende Hexe, verheiratet mit einem Volksschulgangster, deren Kinder aus einem kleinen Mädchen, das sich verhält, als wäre sie Satan höchstpersönlich, einem dummen Typen, oder besser gesagt meinem Bruder, und mir bestehen.

Willkommen in meinem Leben!

Ich heiße Finn, was meine Mutter ohnehin schon laut und deutlich sagte, habe blaue Augen und dunkelblondes Haar. Viele Leute würden das als hübsch bezeichnen, aber in meiner Familie heißt das eher Barbie mit Downsyndrom. Vielleicht auch, weil ich der Einzige mit blonden Haaren in meiner Verwandtschaft bin. Alle bewegen sich in Braun- bis Schwarztönen, außer meine Mutter, die sich ihre Haare rot färben musste. Ich persönlich finde ja, dass dies ihr Hexenimage nur noch mehr unterstreicht.

Ich bin einszweiundachtzig und mein Hobby ist es, Freunde zu treffen.

Also, wenn ich welche hätte.

Sagen wir einfach, mein Hobby ist es, mir vorzustellen, dass ich mich mit Freunden treffe, die ich im Moment noch nicht besitze. Das ändert aber nichts daran, dass ich versuche, meinen Ruf in der Schule deutlich zu verbessern. Immerhin habe ich es noch angenehmer als mein großer Bruder Noah.

Über mich lästern alle wenigstens hinter meinem Rücken und ich komme nicht mit einem Gesicht nach Hause, bei dem man meistens kaum mehr identifizieren kann, welche Hautstücke nicht von Kaugummis, Müllresten und Bildern von Schwänzen überdeckt sind. Deswegen glaube ich, irgendwann werde ich auch noch ein Hobby finden, das andere Personen mit einschließt.

Ich mit meinen sechzehn Jahren bin ja noch jung, zumindest redet mir das meine achtzigjährige Oma Alicia ein. Die muss es ja wissen.

Obwohl man ihren Worten auch nicht wirklich trauen kann, denn sie redet von früh bis spät über nichts anderes als über ihre Ehemänner und Lover, die sie in ihrer Jugend verführt hat. Würde mein Opa noch leben und dies mitbekommen, würde er sie höchstpersönlich mit ins Grab nehmen. Ich meine, ich sage ihr auch ständig: »Oma, könntest du bitte wie jede normale Frau in deinem Alter über Krieg, Angst oder Hass reden und nicht über deine höchst eigenartigen Bettgeschichten?«

Ihre Standardantwort ist meistens: »Natürlich, mein Kleiner, ich will dich ja nicht verstören. Ach, apropos klein, dein Opa hatte einen ...« Das sind die Momente, wo ich halb kotzend ihr Gerede unterbreche und das Haus verlasse.

Sie ist aber auch einsam, vielleicht redet sie deswegen so viel nutzloses Zeug. Ich habe ihr deshalb zu ihrem letzten Geburtstag eine kleine Katze gekauft, aber als ich das Mie-

zekätzchen nach einer Woche tot im Mülleimer fand, war ich der Idee sehr abgeneigt, ihr ein weiteres Tier zu kaufen.

Meine Oma argumentierte mit: »Ach, die hat sich sicher nur verlaufen« und »Die wollte mir nur beim Müllentfernen helfen«. Ganz ehrlich? Ich glaube ihr kein Wort, aber ich bin froh, dass sie die Katze nicht gleich aufgefressen hat.

Eigentlich sollte mich das Ganze nicht einmal mehr interessieren, da meine Oma jetzt im Altersheim untergebracht ist. Da geht sie nur den Pflegern auf die Nerven, aber die haben das ja studiert und ihnen müsste das nichts ausmachen.

Wenn doch, gibt es immer noch die Kündigung oder Suizid.

Ich merke, dass ich vom eigentlichen Thema abschweife. Dem, der die höchst wichtige Pointe am Anfang meines Familiendramas überhört hat, gebe ich einen kleinen Gedankenschub: Smoothie, Mama, Hilfe.

Als ich unsere Küche betrete, schraubt meine Mutter gerade an ihrem Mixer. Neben ihr stehen fünf Gläser, die mit ihrer grünen Kräuterpampe gefüllt sind.

»Irgendwie spinnt dieser verdammte Mixer, vielleicht habe ich etwas Falsches in den Smoothie gegeben.«

»Was hast du denn reingegeben, Mom?«

»Willst du nicht wissen«, ist ihre durchaus beunruhigende Antwort auf meine Frage. Noch schlimmer ist der Gedanke, dass ich dieses Zeug auch noch trinken muss. Gott sei Dank fällt mir in dieser scheinbar aussichtslosen Situation eine Lösung ein. Ich warte, bis meine kleine Schwester kommt, die natürlich auch einen Smoothie trinken muss, und schaue, ob sie nach dem Trinken tot umfällt. Mancher würde dies als grausame Tat abstempeln, aber ich bezeichne es lieber als wissenschaftliches Experiment.

Als sie jedoch das Glas, ohne mit der Wimper zu zucken, austrinkt und danach kräftig rülpsst, werden mir zwei Dinge klar. Erstens, ich kann den Smoothie wohl austrinken, ohne dabei einen qualvollen Tod zu sterben, und zweitens, ich finde es höchst unpassend, meiner Schwester beim Rülpsen zuzusehen. Ich meine, können Fünfjährige überhaupt schon rülpsen beziehungsweise so abstoßend sein? Sollten Kinder in diesem Alter nicht ein wenig süßer und anziehender wirken?

Ich lasse den Gedanken mal wieder aus meinem Kopf verschwinden und nehme das Glas, das ich im nächsten Moment auch völlig leer trinke. Was für ein Wunder, ich lebe.

Als ich beiläufig nach meiner Mutter sehe, gibt es einen fürchterlichen Knall. Auch wenn ich selbst nicht sehr von Emotionen geprägt bin, wird mein Herz zu Feuer und Flamme, denn so einen schönen Anblick gibt es sonst nur im Märchen.

Der Mixer liegt, in allen Einzelteilen verstreut, in unserer Küche. Meine Mutter schaut mit einem entsetzten Blick, als hätte sie ein Esel in den Arsch gebissen, auf den Boden.

Wegen meinem natürlichen Hang zu Sarkasmus kann ich in dem Moment gar nichts anderes sagen als: »O NEIN! Das tut mir ja so leid, jetzt bekommen wir gar keine Geschmacksorgasmen von deinen guten Smoothies mehr.«

Meine Mutter geht mit geballter Faust an mir vorbei.

»Ich hoffe, du bist zufrieden.«

Ich will ihr noch »Ja, bin ich« zurufen, doch ich schüttele nur den Kopf. Danach hole ich unseren Besen aus der Abstellkammer, um wenigstens ein bisschen Ordnung zu schaffen.

Als ich das zu meiner Zufriedenheit nach ein paar Minuten geschafft habe und unser Haus verlasse, bläst mir eine kühle Brise ins Gesicht. Eigentlich sollte ich den letzten Nachmittag noch genießen, bevor es wieder in den Schulalltag geht.

Schule.

Man muss sich nur vorstellen, dass man alle Kinder, die kurz davor sind, als geistig behindert eingestuft zu werden, einsammelt und in ein kleines Zimmer steckt, in dem es nach nicht gewaschenen Socken riecht. Da ich diesem Trend auf keinen Fall nachlaufen will, trage ich gar keine mehr. Trotzdem kommt in mir langsam der Verdacht auf, dass dies meinem Eigengeruch nicht sonderlich zum Besseren verhilft ...

Überraschenderweise stört mein neuer Nachbar meine Gedanken.

»Na, Kleiner, was treibst du denn hier?«, fragt der etwa fünfundvierzigjährige Mann und krault dabei seinen durchaus schlecht rasierten Schnurrbart. Etwas verwirrt schaue ich ihn an und bekomme kein Wort aus meinem Mund.

»Tja, da habe ich dir wohl die Sprache verschlagen«, grunzt er, ohne auf meine Antwort zu warten. »Mein Name ist Lenny. Lenny Förster. Und du bist?«

Ich schnappe nach Luft, öffne meinen Mund und bekomme nicht mehr heraus als: »Eh, ich bin der Finn.«

»Na also, kannst ja doch reden. Ich bin hier neu hergezogen und wollte mich mal vorstellen.«

Langsam entspanne ich mich und bringe selbst ein Schmunzeln zustande. Dieser Lenny ist wohl einer, der die Gesellschaft von anderen genießt.

»So ist das also, Lenny, na dann, viel Spaß hier am Arsch der Welt. Falls du was brauchst, kannst du gerne zu mir

kommen«, sage ich und reiche ihm meine Hand. Als er mir seine gibt und wir uns lächelnd die Hände schütteln, stelle ich fest, dass alte Männer dazu neigen, behaarte und vollgeschwitzte Hände zu besitzen.

»Na dann, wir sehen uns, Finn.«

Nach seinen Worten verschwindet er genauso schnell, wie er gekommen ist. Ich schaue ihm noch zu, wie er auf sein Grundstück gegenüber tritt. Komischer Typ.

Lenny ist etwas kleiner als ich, deswegen muss ich zu ihm hinunterschauen, wenn ich mit ihm rede. Er trägt einen Strohhut und, wie schon erwähnt, einen Schnurrbart. Auch wenn er auf den ersten Blick etwas skurril wirkt, spiele ich mit dem Gedanken, mich mit ihm anzufreunden. Natürlich soll es nur eine Nachbarschaftsfreundschaft sein, denn es wäre wohl eher merkwürdig, einen fünfundvierzigjährigen Mann als normalen Freund zu bezeichnen, noch dazu als einzigen.

Bevor ich wieder in meine Gedanken ver falle, die, nebenbei gesagt, höchst uninteressant sind, fährt ein Auto vor unseren Garten. Es gehört keinem anderen als meinem Dad, und da mein Bruder Noah gerade mit seinem Training fertig sein sollte, vermute ich, dass sich beide in diesem Wagen befinden.

Ich möchte jetzt auf keinen Fall, dass irgendjemand denkt, mein großer Bruder sei stark, nur weil er ins Fitnessstudio geht. Meine Vermutung ist ja, dass er dort nur hinget, weil der Snackautomat billiger ist als in unserer Schule. Letztens habe ich ihn sogar darauf angesprochen und mit provokanter Stimme angedeutet: »Wie kommt es, dass du nach zwei Monaten Fitness noch immer gleich armselig aussiehst wie vorher?«

Solchen Bloßstellungen geht er meistens mit Kommentaren wie »In der Ruhe liegt die Kraft« oder »Du hast noch

viel zu lernen!« aus dem Weg. Ich weiß aber nicht, ob seine geistige Verfassung so weit ausreicht, selbst zu wissen, dass das keine weisen Sprüche, sondern lediglich Yoda-Zitate sind.

»Hey, Finn, na, wie war dein Tag?«, fragt mich Dad, als er aus dem Auto steigt, wie erwartet, dicht gefolgt von meinem Bruder.

»Wie immer« gebe ich als emotionslose Antwort und will gerade wieder ins Haus verschwinden, als er mir räuspernd auf die Schulter tippt und einen Fünfzig-Euro-Schein aus der Hosentasche zieht.

»Ich habe mir gedacht, du könntest morgen Nachmittag etwas mit deinem Bruder unternehmen, vielleicht schaut ihr mal zum Rummelplatz.«

Ich schaue ihn ungläubig an und verbiete mir den Kommentar: »Du machst das doch nur, weil du sonst keine anderen Freunde für deinen Erstgeborenen findest und deswegen auf die nicht vorhandene Brüderliebe zurückgreifst.« Ich lache nur leicht und sage stattdessen: »Na, welches Kind musste heute auf sein Mittagessen verzichten?«, nehme das Geld, drehe mich um und verschwinde ins Haus.

Super, jetzt muss ich morgen nach der Schule auch noch mit meinem Bruder abhängen.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, aber mein Bruder ist eher eine Birne und hat auf einem Apfelbaum nichts zu suchen.

Er ist eigentlich das genaue Gegenteil von mir. Dunkelbraunes Haar, braune Augen und zu allem Überfluss trägt er meistens auch noch ein schwarzes oder braunes T-Shirt. Ich wage sogar zu behaupten, dass, wenn er sich auf die Parkwiese in unserer Stadt legt, ihn jeder mit einem Penner verwechseln würde.

Eines muss man der lebenden Kastanie aber lassen, mit seinen siebzehn Jahren achtet er sehr auf seine Hygiene. Er besetzt die Dusche manchmal den ganzen Abend und wenn Ferien sind, läuft er meistens nackt im Haus herum. Seit das so ist, schätze ich das Spiel »Blinde Kuh« erst wirklich. Vor ein paar Tagen hat bei uns eine kleine Gruppe von Kindern an der Tür geläutet, um Kekse zu verkaufen. Doch als mein Bruder, der sich in seiner nackten Phase befand, die Tür öffnete, sind sie schreiend weggelaufen. Das Traurige an der Geschichte ist ja: Noah wollte wirklich Kekse kaufen.

Ich stecke mir das Geld in meine Hosentasche und gehe wieder die Stufen zu meinem Zimmer hinauf. Hastig ziehe ich mir meinen Schlafanzug an, der aus einer Jogginghose und einem zu großen T-Shirt besteht, und lege mich ins Bett. Danach schnappe ich mir mein Tagebuch, das neben mir auf dem Nachttisch liegt, um einen neuen Eintrag zu beginnen.

Liebes Tagebuch,
in meinem chaotischen Umfeld geht es gerade drunter und drüber. Sagen wir, trotz meiner Bezeichnung als Barbie mit Downsyndrom ist mein Leben nicht aus Plastik. Statt einer bezaubernden Frau bekomme ich meinen nackten Bruder, und mein Traumschloss besteht aus einem vollgepissten Pool. Weil ich weiß, dass dies hier niemand lesen wird, schreibe ich jetzt mein schlimmstes und intimstes Geheimnis auf.
Haha! Glaubst du wirklich, ich würde irgendwas in dieses verdammte Tagebuch schreiben? Nein. Natürlich nicht! Wer ist denn auch so bescheuert?
Finn

Ich werfe das Buch gegen die Wand und mache das Licht aus. Mit offenen Augen liege ich im Bett und starre gegen die Zimmerdecke. Eigentlich ist es noch relativ früh, um schlafen zu gehen, doch ein paar Augenblicke später falle ich dennoch in einen unruhigen Schlaf.

Ich werde von einem Rumpeln im unteren Stockwerk unschön geweckt.

Muss ich schon zur Schule?

Müde greife ich zu meinem Handy und schaue auf die Uhr.

3:27 erstrahlt auf dem Bildschirm. Ich reibe mir die Augen.

Was um alles in der Welt machen meine Eltern so spät?
Ich schlucke. Sind es meine Eltern?

Sofort bin ich hellwach und halte den Atem an. Schon wieder das Kratzen unter mir. Es hört sich so an, als würde jemand Schubladen durchsuchen. Ich schleppe mich aus meinem Bett und schlüpfe in meine Hausschuhe. Wahrscheinlich mache ich mir ohne Grund Sorgen. Ich öffne meine Zimmertür und gehe leise zum Schlafzimmer meiner Eltern. Behutsam drücke ich die Klinke runter und spähe auf das Bett. Der Mond scheint durch das Fenster. Ich sehe sie. Meine Mom und meinen Dad.

Scheiße.

Panik steigt in mir auf. Irgendjemand befindet sich unerwünscht in unserem Haus. Ein Einbrecher? Ein Obdachloser? Ein ...

Meine Hand beginnt zu zittern. Ein Mörder?

Das Geräusch wiederholt sich.

Schritte.

Eine Schweißperle tropft von meiner Stirn, aber ich schließe die Tür meiner Eltern wieder und drehe mich um.

Ich werde in die Küche gehen. Genau dorthin, von wo das Geräusch kommt.

Vorsichtig gehe ich die Stiege hinunter und versuche mich in der Dunkelheit zu orientieren. Diesmal muss ich den Helden spielen. Diesmal muss ich mich beweisen.

Was, wenn der Eindringling eine Waffe hat?

Ich bleibe stehen.

Stille.

Hat er mich gehört?

Mein Atmen wird unregelmäßig, doch ich gehe weiter. Ich kann nicht zurück. Nicht mehr.

Die letzte Stufe.

Umriss sind zu erkennen und langsam gewöhne ich mich an das Licht.

Hier steht er also.

In der rechten Hand eine Flasche Wodka und in der linken ein Messer. Ich erstarre und flüstere in Richtung des Unbekannten: »Du Trottel.«



2 Nicht erwünschte Heldentaten

»Warum hast du ein verdammtes Messer in der Hand?!«

Ich bemerke das verweinte Gesicht meines Bruders, nehme ihm das Messer aus der Hand und lege es behutsam wieder in das Besteckfach. Mein Blick ist weiterhin auf ihn gerichtet.

Ich reiße mich zusammen und setze eine möglichst freundliche Miene auf. »Na, was ist denn los?«

Noah schaut mich gedankenverloren an und gibt keinen Mucks von sich. Er öffnet nur seine Flasche Wodka und will gerade einen Schluck trinken, als ich sie ihm aus der Hand reiße.

»Du bist siebzehn und Wodka ist ab achtzehn, du Mochtegern-Gangster.« Ich mit meinen sechzehn Jahren öffne fassungslos die Flasche und trinke einen Schluck, um mich nach diesem Schock zu beruhigen.

»Das ist ja wirklich Wodka«, erkenne ich völlig entsetzt und nehme einen zweiten Schluck.

Noah reibt sich die Augen, die von den Tränen noch ganz feucht sind. Er setzt sich auf die Couch hinter ihm und deutet mit seinem rechten Arm an, dass ich mich setzen soll. Ich befolge seine Anweisungen und geselle mich zu ihm. In einem leicht beschwipsten Zustand lächle ich in sein trauriges Gesicht, und als er fast wieder anfangen muss zu weinen, verkneife ich mir ein Lachen.

»Finn, ich muss dir was erzählen.«

Als mein Bruder diesen ernsten Ton anschlägt, drücke ich ihm die Wodkaflasche wieder in die Hand. »Erst trinken, dann weinen.«

Noah findet das wohl nicht so witzig und redet weiter.

»Egal was du jetzt von mir hören wirst, ich bitte dich einfach, dass du mich nach diesem Gespräch so behandelst wie immer.«

»Also scheiße?«

»Du weißt, was ich meine, Finn. Ich werde immer dein Bruder bleiben.«

Ich schaue ihn verdutzt an: »War das schon die schlechte Nachricht?«

»Ich habe ja noch gar nichts gesagt.«

»Doch! Du sagtest, dass du für immer mein Bruder bleiben wirst.«

Noah schaut mich böse an und verliert die Geduld.

»Ich bin schwul, Finn.«

Als diese Worte seinen Mund verlassen, starre ich ihn fassungslos an.

»Wow ... ich ... ehm ... du stehst aber nicht zufällig auf deinen jüngeren Bruder, der neben dir sitzt?!«

Noah beginnt wieder leicht zu wimmern und kauert sich auf der Couch zusammen.

»Nein, aber unsere Eltern werden es schlimm finden ... sie wollen doch sicher Enkelkinder ...«

Ich mustere meinen großen Bruder nachdenklich und sage nichts. Vielleicht bin ich zu fies zu ihm gewesen, und er wünscht sich einfach nur jemanden, der zu ihm steht. Es hat ihn sicher viel Überwindung gekostet, mir das zu sagen. Ich begreife den Ernst der Lage und nehme Noah in den Arm.

Mit mitfühlender Stimme heitere ich meinen großen Bruder wieder auf:

»Ach Noah ... das mit den Enkelkindern ist doch egal, so wie du aussiehst, will sowieso niemand ein Kind von dir, und überhaupt hättest du eh keine Frau gefunden ...«

Als er noch mehr zu weinen anfängt, zweifle ich an meiner Methode, Leute zu trösten.

Finn, hör endlich auf, dich wie ein Arschloch zu verhalten.

»Es ... es tut mir leid, so war das nicht gemeint. Gegen Bezahlung würde sicher jede Frau mit dir schlafen.«

Verweint und trotzdem etwas wütend blickt er mir ins Gesicht. »Hörst du mir überhaupt zu, Finn? Ich bin schwul!«

Ich lächle: »Stimmt, hätte ich fast vergessen. Männer würden gegen Bezahlung auch mit dir schlafen. Mich ausgeschlossen, dass du es schon mal weißt!«

Noah nimmt sich ein Taschentuch aus der Hosentasche und putzt sich die Nase. Danach steht er abrupt auf: »Danke für deine Hilfe«, sagt er sarkastisch und dreht sich beleidigt um.

»Bis zum Rummelplatz, großer Bruder«, flüstere ich mit einem großen Grinsen.

Ich habe versucht, ihn aufzuheitern, doch leider muss ich feststellen, dass ich trotz des Alkohols kein Stück witziger bin als zuvor. Hoffentlich hat er meine Bemerkungen nicht zu ernst genommen. Ich will eigentlich nur alles richtig machen.

Die Situation hat selbst mich überfordert. »Morgen sieht die Welt wieder anders aus«, denke ich und gehe wieder ins Bett. Zufrieden rolle ich mich in die Decke, als wäre ich ein menschlicher Hotdog, und falle nach wenigen Sekunden in einen tiefen Schlaf.

Sonnenstrahlen wecken mich aus meinem Traum und Vögel beginnen vor meinem Fenster zu zwitschern. Elegant erhebe ich mich aus meiner Schlafposition und gehe zum Fenster, um ein altes Paar Socken nach der Amsel zu wer-

fen. Danach ziehe ich meine Vorhänge zu und reibe mir die Augen. »Kack Schultag!«

Verschlafen hole ich mir meine Klamotten aus dem Schrank und ziehe sie im dunklen Raum an. Als ich die Zimmertür öffne, steht meine Mutter im Gang. Ich lächle und erwarte ein »Guten Morgen« oder ein »Gut geschlafen?« von ihr, doch sie schaut mich nur emotionslos an und gibt ein »Scheiße siehst du aus, musst dringend ins Bad« von sich.

Genervt befolge ich den Rat meiner Mutter. Eigentlich hasse ich es, ihr recht zu geben, aber als ich mich im Spiegel betrachte, kommt mir fast der Alkohol von letzter Nacht wieder hoch. Meine Haare stehen zerzaust in alle Richtungen weg und zwei Augenringe verstärken dieses Mülltonnen-Aussehen nur noch. Schnell richte ich mich her und begeben mich zum Frühstückstisch. Mein Vater sitzt schon dort, ausgestattet mit einer Tasse Kaffee und einer Zeitung.

Neben ihm meine Mutter am Herd und meine kleine Schwester, die an irgendeinem nicht definierbaren Lebensmittel rumkaut.

»Wo ist Noah?«

»Der ist heute früher zur Schule gegangen«, murmelt mein Dad vor sich hin. »Ach, und übrigens, hast du das schöne Vogelgezwitscher auch gehört?«, fragt er mich mit einem leicht fröhlichen Unterton.

Ich schaue ihn müde an und nuschte: »Ja, bevor ich Socken nach ihnen geworfen habe.«

Fassungslös mischt sich meine Mutter in das Gespräch ein: »Also wirklich! Heute fehlen dir sämtliche Manieren. Luis, sag etwas dazu.«

Mein Vater runzelt die Stirn: »Deine Mutter hat recht, du hättest wenigstens ein Gewehr nehmen können, dann

wären sie gleich tot. So hast du eine sechzigprozentige Chance, danebenzutreffen.«

Olivias Gesichtsausdruck wird noch entsetzter, doch bevor sie etwas sagen kann, wechsle ich das Thema.

»Was gibt es denn zum Frühstück?«

»Gebratene Vögel, wenn du so etwas nochmal machst«, gibt sie als patzige Antwort.

»Was sind Vögel, Mama?«, fragt meine Schwester nachdenklich.

Ich beginne zu lachen und fühle mich bestätigt: Meine kleine Schwester ist dumm!

Meine Mutter wirft mir einen wütenden Blick zu und streichelt Mia übers Haar: »Ach Schätzchen, stell dir vor, Murmeltiere hätten Flügel und würden Regenwürmer essen, das sieht dann aus wie ein Vogel.«

Wow! Besser hättest du es nicht beschreiben können, Mom.

Meine Schwester bohrt interessiert in der Nase: »Was sind Murmeltiere?«

Ich erhebe mich von meinem Platz, schnappe meine Schultasche und gehe in Richtung Tür, um diesem Wahnsinn zu entgehen.

Als ich die Straße runterschendere, sehe ich Lenny, der in seinem Garten sitzt und mir zuwinkt.

»Schönen Schultag!«

Zurückwinkend gehe ich die Gasse bis zur Bushaltestelle entlang und entferne mich immer weiter vom Haus. Bei meinem Lieblingsplatz im Bus angekommen, ver falle ich wieder in Gedanken.

»Was sind Vögel?« Diese drei Worte gehen mir durch den Kopf.

Vielleicht ist meine Schwester gar nicht dumm, sondern genial. Sie ist sich sicher bewusst, dass Vögel Tiere sind, aber weiter kommt unser Verstand auch nicht. Sind es Fleischbällchen, die am Himmel fliegen und Sour Cream Sauce kacken, oder doch behaarte Ratten, die in einem Atomkraftwerk geschlafen haben und deswegen fliegen können? Ich schüttle den Kopf.

Klar, dass ich mit solchen Gedanken keine Freunde habe.

Noch immer leicht betrübt über die Tatsache, dass ich meine Frage nicht beantworten kann, steige ich aus dem Bus und befinde mich vor meiner Schule. Hunderte Jugendliche stürmen in das hässlich-graue Gebäude und reden wie wild durcheinander. Inmitten des Ansturms bin ich.

Die Tür meiner Klasse steht offen und beweist mir erfreulicherweise, dass ich nicht zu spät dran bin. Mit schnellen Schritten betrete ich das Tor zur Hölle und finde mich auf einem Schlachtfeld wieder. Überall liegen Papierflieger und Bleistiftstummeln am Boden. Ich habe die Hoffnung schon längst aufgegeben, in einer Klasse mit vernünftigen Jugendlichen zu sein, denn wäre das so, würden statt Papierfliegern wenigstens Zigaretten herumliegen.

Ohne ein Wort mit meinen Mitschülern zu wechseln, begeben sich alle auf meinen Platz. Die anderen sitzen in Gruppen zusammen und erzählen sich, was sie an ihren freien Tagen gemacht haben, oder starren so vernarrt auf ihr Handy, als wäre es erst gestern erfunden worden.

Würde mich nicht wundern, wenn sie sich selbst bald in lebensgroße Emojis verwandeln würden.

Das Läuten der Schulglocke verleitet alle dazu, sich auf ihre Plätze zu begeben. Nach ein paar Minuten herrscht absolute Stille.

Nicht weil es geläutet hat oder wir uns in der Schule befinden – es ist nur Ruhe, weil uns Frau Professor Klingebach unterrichtet. Pünktlich betritt sie den Raum und spuckt ihren Kaugummi in das Gesicht eines Schülers in der ersten Reihe. Ohne einen Mucks erheben wir uns von den Plätzen. Frau Klingebach schaut wütend in die Runde.

»Habe ich gesagt, dass ihr aufstehen sollt?«

Meine Klassenkameraden schütteln den Kopf und setzen sich wieder.

»Aufstehen!«, raunt die Professorin und geht zu ihrem Lehrerpult. Sie setzt sich, schlägt die Beine übereinander und schaut zur Tür.

»Na, kommst du endlich?!«, giftet sie und tippt ungeduldig mit ihren Fingern auf den Tisch.

Nach ihren Worten öffnet sich die Klassentüre erneut und ein Mädchen betritt den Raum.

»Das ist eure neue Schülerin!«

Keine Antwort.

»Worauf wartest du? Stell dich vor.«

Das Mädchen knetet nervös ihr T-Shirt und schaut hilflos in die Gesichter meiner Klassenkameraden.

»Ich ... ich heiße Claire, bin sechzehn und gerade neu hierhergezogen.«

Sie setzt ein künstliches Lächeln auf.

Frau Klingebach beißt auf ihre Unterlippe und schaut sie weiterhin an.

»Gut so, Mädchen, sag der Klasse doch, warum du umgezogen bist.«

Claire schaut die Professorin verwirrt an und flüstert: »Ich sagte Ihnen doch, das will ich nicht.«

Unbeeindruckt schmunzelt Frau Klingebach: »Deswegen sollst du es ja sagen.«

Für einen kurzen Moment herrscht Totenstille im Raum. Anscheinend hat Claire die Lehrerin schon vorher darum gebeten, dieses Thema nicht anzusprechen.

Verfluchte Professorin Klingebach.

»Na, also? Ich habe nicht ewig Zeit!«

Ich versuche ruhig zu bleiben, doch es hilft nichts. Ich springe von meinem Platz auf und schlage gegen meinen Tisch: »Sie können sie doch nicht zwingen, etwas zu sagen, was sie nicht will!«

Überrascht drehen sich meine Mitschüler zu mir um.

Schweigen.

Toll, Finn! Du bist ja fast schon ein Magnet für Probleme.

Bis jetzt hat sich das noch niemand getraut. Aus gutem Grund.

»Das hättest du nicht sagen sollen, Finn«, fährt mich Frau Klingebach an. »Sofort ins Lehrerzimmer!«

Ich gehe ohne ein weiteres Wort an den Reihen vorbei Richtung Tür. Für einen kurzen Moment treffen sich die Blicke von mir und Claire. Sie hat wunderschöne blaue Augen und langes, hellbraunes Haar. Nicht nur ihre Sommersprossen ziehen mich in den Bann, sondern auch ihr Lächeln. Ich weiß nicht warum, aber auf irgendeine Art verzaubert sie mich. Irgendetwas an ihr hat mich dazu gebracht, etwas zu machen, was ich sonst nie wagen würde.

Die Stühle im Lehrerzimmer sind hart und unbequem. Im Raum stinkt es nach Hamsterscheiße, aber nur, weil Professor Summerspring auf die verrückte Idee gekommen ist, diese Viecher zu züchten. Eigentlich würde mir das ja nichts ausmachen, wäre er kein Biologielehrer und würde die armen Hamster nicht fürs Sezieren verwenden. Sein Motto, »Die Forschung geht halt nur durch Mord, deswe-

gen wird das Tier durchbohrt«, war der Grund, mich vom Bio-Unterricht abzumelden. Die meisten Geheimnisse, die meine Schule hütet, sind wahrscheinlich ohnehin höchst illegal, aber niemand hat den Mut, etwas dagegen zu sagen. Entweder sind hier nur Weicheier oder die meisten haben wirklich einen Gefallen daran gefunden, Hamster zu töten.

Auf mich trifft das Erste zu, obwohl ich durch die Tat von vorhin eigentlich das Gegenteil bewiesen habe.

Fast alle Lehrer unterrichten gerade, deswegen bin ich allein im Zimmer. Nur Frau Saschek leistet mir Gesellschaft. »Bei wem hast du denn was verbochen?«, fragt die etwas klein geratene Lehrerin und schaut mich freundlich an.

»Bei Professorin Klingebach«, gebe ich zur Antwort.

Frau Saschek wirft mir einen mitleidenden Blick zu und verschwindet mit schnellem Schritt aus dem Lehrerzimmer. Kopfschüttelnd mustere ich den Raum. Es ist schon das zweite Mal, dass ich hierhergeschickt werde. Das erste Mal, weil ich mich beim Schularzt geweigert habe, in einen Becher zu pissen, damit er feststellen kann, welche Farbe mein Urin hat. Ich meine, welche Krankheiten wollen sie denn damit feststellen? Gibt es da eine Tabelle mit: Urin gelb, normal. Urin grün, Frosch im Bauch. Urin rot, stirbt jede Sekunde an inneren Blutungen. Urin pink, schwul.

Ich versuche die Information zu verdauen. Heißt das, mein Bruder hat pinke Pisse?

Angeekelt schüttle ich den Kopf. Um mich auf andere Gedanken zu bringen, betrachte ich das Aquarium an der Wand. Ein toter Fisch schwimmt auf der Wasseroberfläche, aber keine Sorge, der war schon tot, als sie ihn reingegeben haben. Unser Direktor meinte zu den Lehrern, sie dürften nur ein Aquarium aufstellen, wenn sie den Fisch

regelmäßig füttern und gut behandeln, damit er nicht stirbt. Nach dieser Aussage haben sie sich gleich einen toten besorgt. Ihn auch noch Titanic zu nennen, finde ich persönlich sehr makaber. Ich meine, wenn sie das schon machen, sollten sie ihm wenigstens einen kleinen Eisberg als Zierde dazugeben.

So in meine Gedanken vertieft, bemerke ich gar nicht, dass sich Frau Klingebach in den Raum begeben hat und direkt vor mir steht.

»Was hast du dir dabei gedacht?«

Ich lächle: »Wow, Sie reden sogar mit mir, bevor Sie mich schlagen.«

Ihr Gesichtsausdruck wird noch ernster: »Darf ich leider nicht. Ich kann dich nur so runtermachen, dass du dir wünschst, geschlagen zu werden.«

Ich bleibe weiterhin optimistisch und wische mir über die Stirn.

»Klingt doch nach einer guten Devise. Sie sollten sich wie Professor Summerspring ein Motto zulegen. Vielleicht sowas wie ›Nicht verzagen, Kinder schlagen‹ oder ›Jede Strafe wird getoppt, denn hier wirst du hart gemobbt.«

Frau Klingebach unterdrückt ein Lachen und setzt sich.

»Sehr mutig, Kleiner«, faselt sie. »Ich lasse das noch einmal durchgehen, aber nur, weil ich gesehen habe, wie du Claire angestarrt hast.«

Ich schaue sie verwirrt an: »Wie meinen Sie das?«

»Auch ich habe in meiner Kindheit geliebt. Weißt du, früher war ich nicht so eine strenge Frau wie heute.«

Verdutzt über ihre Aussage wird mir Professorin Klingebach etwas sympathischer.

»Das ändert aber nichts daran, dass du mich bloßgestellt hast und ich dich bestrafen muss.«

»Sagten Sie vor zehn Sekunden nicht, Sie würden das durchgehen lassen?«, frage ich verwundert.

»Da sah die Welt noch anders aus. Alle zehn Sekunden erweitert sich das Universum um hundertfünfzig Kilometer, einhundertsechzig Millionen Tonnen Wasser verdampfen von der Oberfläche, achtzehn Menschen sterben und über sechsundzwanzig Millionen E-Mails werden versendet. Warum kann ich mich dann nicht verändern?«

Ohne mich zu Wort kommen zu lassen, redet Frau Klingebach weiter: »Du hast dich für sie geopfert, jetzt weiß sie wenigstens, dass du existierst, aber selbst wenn du irgendetwas für diese Claire empfindest, schlag es dir aus dem Kopf. Sie hat genug Verstand, der sie dazu bewegen sollte, sich von dir fernzuhalten. Damit du verstehen lernst, dich nie mehr mit mir anzulegen, kommen wir jetzt endlich zu deiner Strafe.«

Ich erstarre.

Frau Klingebach lächelt und zeigt zum Aquarium.

»Iss Titanic!«

Erschöpft komme ich nach Hause und lasse mich aufs Bett fallen. Für einen kurzen Moment kann ich die Situation genießen, doch als meine Mutter in das Zimmer stürmt, zerstört sie meine innere Ruhe.

»Du brauchst dich gar nicht hinzulegen, es gibt Essen«, meckert sie.

»Was gibt es denn?«, frage ich leise und richte mich langsam auf.

»Fisch.«

Ich beginne leicht zu lachen, aber nicht, weil meine Mutter ansatzweise etwas Lustiges gesagt hat, sondern nur aus dem Grund, dass sie nicht sehen soll, wie ich heulend zusammenbreche.

»Ich hatte heute genug Fisch, danke«, vermerke ich halb kotzend und will mich gerade wieder hinlegen, als meine Mutter protestiert.

»Du kommst trotzdem runter!«

Mühselig klettere ich aus meinem Bett und gehe mit meiner Mutter ins Wohnzimmer.

»Wo ist Noah?«, frage ich, verwundert, ihn abermals nicht am Esstisch zu sehen.

»Ist er nicht in seinem Zimmer?«, räuspert sich Dad und schaut mich mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»Noah, Essen ist fertig!«, schreit meine Mutter ins obere Stockwerk. Als keine Reaktion kommt, geht sie kurzentschlossen nachschauen. Nach ein paar Minuten kehrt sie jedoch ebenfalls verwundert wieder zurück.

»Er ist nicht hier.«

»Ist er denn nach Hause gekommen?«, frage ich meine Mutter etwas verdutzt. Sie reibt sich den Hinterkopf und antwortet: »Nein, nicht dass ich wüsste.«

Mein Vater lächelt: »Ach, der ist sicher wieder bei seinen Kumpels für ein oder zwei Nächte.«

Als würde ihn jemand freiwillig bei sich schlafen lassen.

»Er hätte aber wenigstens vorher Bescheid geben können«, raunzt meine Mutter. »Gerade heute haben wir Besuch und er kommt nicht.«

»Besuch?«

»Ja, unser neuer Nachbar, Lenny. Er sagte, ihr habt euch eh schon kennengelernt.«

Ich will gerade antworten, als es an der Tür klingelt.

»Ach, das muss er sein! Finn, machst du die Tür auf?«

Ich nicke.

Als ich die Tür öffne, steht tatsächlich Lenny vor mir. In seiner rechten Hand eine Flasche Wein.

»Hallo, Finn, schön dich zu sehen.« Er betritt das Haus und setzt den Strohhut ab.

»Hm, ich wusste gar nicht, dass du kommst.«

»Überraschung«, sagt er und hält mir die Weinflasche entgegen.

Meine Mutter winkt uns zu sich: »Beeilt euch, das Essen wird kalt.«

Am Tisch herrscht eine komische Stimmung, ich betrachte das schwarze Etwas vor mir.

»Was ist das, Mom?«

»Das Essen!«, bekomme ich als wütende Antwort.

»Und diese gelben Dinger daneben?«, hake ich nach.

»Das sind Kartoffeln, du Schlaumeier. Jetzt benimm dich aber, wir haben schließlich Besuch.«

Lenny lächelt: »Ach, das macht doch nichts.«

Ich beachte seinen Kommentar nicht, stecke mir eine Kartoffel, die definitiv nicht aussieht wie eine, in den Mund und spucke sie gleich wieder aus.

»Die ist ja total versalzen.« Ich trinke einen Schluck Wasser.

Meine Mutter schaut mich genervt an: »Das sind ja auch Salzkartoffeln.«

Ich erwidere den Blick und nehme mir vor, nichts mehr zu essen.

»Dir schmeckt es aber, Lenny, oder?«, fragt sie hoffnungsvoll.

Lenny schaut sie freundlich an und nickt: »Ja, ist sehr gut, besonders der Schimmelkäse.«

Meine Mutter schluckt: »Das ... das ist der Fisch.«

Ich verkneife mir ein Lachen und schließe mit mir selbst eine Wette ab, in wie vielen Sekunden Lenny das Essen auskotzt.

»Themawechsel«, schlägt meine Mom peinlich berührt vor. »Erzähl doch etwas aus deinem Leben, Lenny.«

»Ich war vor ein paar Jahren in Afghanistan im Krieg.«

Meine Mutter schaut ihn beeindruckt an: »Meinen größten Respekt.«

Ich verdrehe die Augen.

Lenny hat wohl zu viele Filme gesehen.

Ich glaube kaum, dass ein solch zierlicher Mann für die Armee gearbeitet hat.

»Was war denn deine Aufgabe dort?«, hake ich nach.

»Na ... ich ... ehm ... war Küchenhilfe.«

»Mitten im Einsatzgebiet?«

Er lächelt verlegen. »Nein, ich bin doch nicht lebensmüde. In einem netten Dorf an der Grenze.«

Ich wusste es!

Lenny räuspert sich und wischt sich nebenbei die Schimmelfischreste vom Gesicht.

»Dürfte ich kurz eure Toilette verwenden?«

Meine Mutter nickt. »Natürlich! Einfach die Stiege rauf, dann geradeaus und links.«

»Vielen Dank.«

Ich warte einen Moment, bis Lenny nach oben verschwunden ist, und schaue meine Mom belustigt an.

»Ich geh in mein Zimmer, bevor ich weiterhin so einem tollen Gespräch über ›Kriegshelden‹ beiwohnen muss.«

Als ich nach oben gehe, merke ich, dass das Zimmer von Noah offensteht. Ich halte an.

Hat meine Mutter nicht gesagt, er sei nicht in seinem Zimmer?

Zielstrebig gehe ich zur Tür und mache sie mit einem Ruck auf.

Lenny.

Er sitzt vor dem Computer meines Bruders und starrt auf den Bildschirm. Als er mich sieht, steht er hastig auf und lächelt.

»Ich ... habe das Klo nicht gefunden, deswegen ... habe ich mich wohl verirrt.«

Ich schaue ihn prüfend an und zeige auf die Tür hinter mir, auf der fett »WC« geschrieben steht.

»Oh, ich Idiot«, gibt Lenny von sich und verschwindet.

Verdutzt gehe ich in mein Zimmer und lege mich aufs Bett. Dieses Mal völlig ungestört.

Fast einschlafend ver falle ich mal wieder in meine Gedanken.

Noah ist verschwunden.

Mein komischer Nachbar schnüffelt an seinem Computer herum.

Ein Mädchen kommt in unsere Klasse und will nicht sagen, warum sie hergezogen ist.

Ergibt das einen Sinn?

Ich meine, selbst wenn es einen gäbe, würde ich ihn höchstwahrscheinlich nicht verstehen, aber so ... stehe ich wohl komplett unwissend da.

Gefühle für ein geheimnisvolles Mädchen machen das alles auch nicht besser. Ich werde sie ansprechen. Mir wird sie wohl verraten, warum sie umgezogen ist; ich meine, was kann denn schon passiert sein?

Ich bekomme Gänsehaut.

Hier wird alles zu gruselig.

Lächelnd schaue ich meinen Bauch an und beginne ihn zu streicheln.

»Egal was ist, Titanic, wir stehen das gemeinsam durch.«



Autorenfoto: Florian Kreis

Colin Hadler, geb. am 15.10.2001 in Graz. Lebt in Weiz und Graz und besucht das BORG Dreierschützengasse. Gewann im April 2017 den steirischen Landes-Redewettbewerb im Bereich „Neues Sprachrohr“. Spielt seit acht Jahren erfolgreich Theater und wirkte schon in Produktionen im Next Liberty und der Grazer Oper mit, unter anderem im Stück Krieg, stell dir vor er wäre hier. Schreibt Gedichte, Texte, Lieder und Drehbücher. Sein erster Kurzspielfilm Mitternachtsblau, bei dem er das Drehbuch geschrieben hat, feierte im November 2018 seine Kinopremiere. Hinterm Hasen lauert er ist sein Romandebüt.

Autoren-Facebookseite Colin Hadler

Instagram @colinhadler

Mail: colin.hadler@gmail.com